
Historische Soziologie der Wirtschaft

Rezension von: Gertraude Mikl-Horke,
Historische Soziologie der Wirtschaft.
Wirtschaft und Wirtschaftsdenken in
Geschichte und Gegenwart,
R. Oldenbourg Verlag, München,
Wien 1999, 799 Seiten, öS 715.

Die Autorin dieses wissenschaftlichen „Schinkens“ ist Professorin für Soziologie an der Wirtschaftsuniversität in Wien, wo sie sich seit vielen Jahren mit der Frage der historischen Voraussetzungen und Folgen der Sozialwissenschaften und der Soziologie im Besonderen beschäftigt. Bedingt durch ihre Ausbildung und Lehrtätigkeit war es für sie daher nahe liegend, sich der Frage nach den historischen-sozialen Grundlagen des Wirtschaftsdenkens zuzuwenden.

Am Beginn ihrer umfassenden Untersuchung stellt Mikl-Horke ein Zitat von Wallerstein: „The first step we must make if we wish to understand our world is radically to reject any and all distinction between history and social science, and to recognize that we are part of a single discipline of study: the study of human societies as they have historically evolved.“¹ Dieses Zitat umreißt eine grundlegende Einstellung und methodische Perspektive, die auch die Untersuchung bestimmt haben. Es geht also nicht um die Konstruktion einer Soziologie der Wirtschaft, wenn man darunter die nicht hinterfragte allgemeine Anwendung disziplin-konventioneller Theorien, Begriffe und Methoden meint. Theorie wird in dieser Untersuchung als Element einer als unteilbar verstandenen Realität gesehen, sie wird durch diese beeinflusst, reagiert auf sie und verändert sie auch. Über die professionellen Netzwer-

ke und akademischen Institutionen hinaus wird keine Systemhaftigkeit der Wissenschaft angenommen. Die Ablösung eines disziplin-internen Diskurses von den soziohistorischen Prozessen seiner Zeit und Kultur führt zur Verdinglichung von Problemstellungen und Denkweisen, die dann in verschiedenen Formulierungen wie Bälle hin und her gespielt werden.

Diese Art des Wissenschaftsbetriebs erscheint der Autorin jedoch nicht sinnvoll. Auch wird dabei, wie sie hierzu ausführte, allzu leicht übersehen, dass diese Sprachhülsen von ihren sachlichen Ursprüngen her eng mit den Voraussetzungen der europäischen Moderne verbunden sind, ja dafür geschaffen wurden, nur die „modernen“ Aspekte der europäisch-amerikanischen Zivilisation zu erfassen. Zwar enthalten alle unsere Aussagen über die Wirklichkeit schon Theorien bzw. gedankliche Voraussetzungen, aber zeit- und raumgebundene Perspektivität sollte zumindest explizit gemacht werden. Die Autorin versucht daher dem „Gefängnis der Gegenwart“ und seinen Denkwängen, soweit das möglich ist, zu entfliehen und Distanz zur eigenen Zeit, Kultur und auch zu den Denk- und Sprachformen der „Wissenschaft als Beruf“ zu gewinnen. Darüber hinaus wird mit dieser Untersuchung auch keine Wirtschaftsgeschichte oder Sozialgeschichte der Wirtschaft vorgelegt, obwohl historische Bezüge einen großen Raum einnehmen. Auch ist es keine Suche nach neuen historischen Erkenntnissen, sondern die Absicht, einen historisch orientierten Blick auf die Entwicklung und die Zusammenhänge von Wirtschaft, Gesellschaft und Wirtschaftsdenken zu werfen, um eine von den Denkkonventionen der Moderne und insbesondere der modernen Sozialwissenschaft nicht vorweg eingeschränkte Sicht auf diese Problembereiche zu erhalten.

Die Autorin verbindet drei Dimensionen jeweils mit ihren eigenen Fragestel-

lungen: Die erste Dimension betrifft die Beziehung von Wirtschaft und sozialem Kontext. Dazu gibt es, so die Autorin weiter, theoretische Bezüge in großer Zahl, die Traditionen im Rahmen des soziologischen Diskurses gebildet haben. Die Frage der Priorität von materiellen oder soziokulturell-geistigen Faktoren in Bezug auf Veränderungen des gesamten Sozialsystems ist ein ehrwürdiger Bestandteil sozialwissenschaftlicher Diskurstadition, die mit Hilfe von zyklischen, dialektischen oder evolutionistischen Theorien und Stufen- oder Phasenmodellen operierte. So unterschied Karl Marx auf der Basis eines weit gefassten Begriffs von Produktion eine Reihe von differenten „Produktionsweisen“, die als Organisationsformen menschlicher Produktion nach Maßgabe der zugrunde liegenden Verhältnisse von Eigentum und Arbeit auch überhistorische Geltung besitzen und immanente Bewegungsgesetze aufweisen sollen. Kritisch kann man dazu einwenden, so die Autorin, dass die ganze Geschichte aus der Rückwärtsprojektion von der bürgerlichen Gesellschaft her gedeutet wird und daher Denkvorsetzungen des 19. Jahrhunderts auf frühere Epochen übertragen werden. Hingegen ist positiv hervorzuheben, dass für Marx die Verbindung zwischen Produktionsverhältnissen, und damit einerseits die Eigentumsformen und andererseits die jeweiligen Kombinationen von Natur, Wirtschaft und Gesellschaft als politisch-ökonomische Aneignungs- und Verteilungsverhältnisse, wichtig war. Gesellschaftsstruktur und Wirtschaftsweise sind in dieser Sicht eine begriffliche Einheit, eine historische Totalität.

Andere Auffassungen betonten die Rolle der Ideen für die wirtschaftliche Entwicklung. So sprach Werner Sombart von der Wirtschaftsgesinnung, während Max Weber die praktischen Antriebe zum Handeln darstellte, die in den Religionen angelegt sind. Aber er sah auch, dass Wirtschaftsethik keine einfa-

che „Funktion“ wirtschaftlicher Organisationsformen ist, ebenso wenig wie sie umgekehrt diese eindeutig aus sich heraus prägt. Hinsichtlich der Beziehungen zwischen Wirtschaftsweise und dem Wandel der sozialen Strukturen sind die älteren Stufentheorien durch evolutionistische Auffassungen einer endogenen Evolution von „Gesellschaften“ abgelöst worden. In Bezug auf moderne, komplexe Gesellschaften ist dann auf die funktionalistische Systemtheorie und die Betonung der Prozesse der Ausdifferenzierung und Integration von Herbert Spencer bis Talcott Parsons hinzuweisen. Dabei werden die Unterschiede zwischen der modernen und der vormodernen Wirtschaft, die allerdings unter dem Aspekt der sich endogen wandelnden Gesellschaft als System gesehen wird, besonders betont.

Auf die Unterschiede zwischen vormodernen und modernen Wirtschaften wies auch Karl Polanyi hin. Er ging von der Annahme der „Einbettung“ vormoderner Gesellschaften in Verwandtschafts- und Staatsstrukturen aus und stellte deren Dominanz gegenüber individuellen Marktbeziehungen fest. Damit einher ging die Auffassung von der starken Gemeinschaftsorientierung in vormodernen Gesellschaften, in denen die wirtschaftlichen Interessen des Einzelnen zugunsten der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Bindungen zurückgestellt wurden. Die Wirtschaftsformen in den vormodernen Gesellschaften sah er durch Reziprozität und zentral gelenkte Redistribution neben der Hauswirtschaft bestimmt. Begriffe wie „Einbettung“ und „Ausdifferenzierung“ der Wirtschaft sind zu Schlagwörtern geworden, und die Sichtweise, die vormoderne und moderne Wirtschaften geradezu als Gegensätze zeichnet, ist noch immer weit verbreitet.

In der vorliegenden Untersuchung wird die prinzipielle Unterscheidung zwischen vormodernen und modernen Wirtschaften kritisch gesehen. Sie entsprach, so

Mikl-Horke, ursprünglich dem Bemühen europäischer Sozialdenker und Ökonomen, die Besonderheit und meist auch die Überlegenheit „westlicher“ Gesellschaft, Wirtschaft und Wissenschaft hervorzuheben. Man neigte daher dazu, die Unterschiede allzu stark zu betonen und Gegensätze grundlegender Art zu konstruieren. Die Kritik in Bezug auf die Interpretation vormoderner Wirtschaften betrifft zum einen das Denken in „Gesellschaften“ oder „Systemen“, sozialen Einheiten, die sich aus sich heraus – also endogen – „entwickeln“, und zum anderen die starke Betonung anderer als marktbezogener Strukturprinzipien in vormodernen Wirtschaften. Darüber hinaus geht es ganz einfach um die Frage, was „gesellschaftlich“ und „wirtschaftlich“ im einzelnen und innerhalb der konkreten Strukturen, Institutionen und Ereignisse der verschiedenen Zeiten und Kulturen, der Völker, Reiche und Staaten bedeutete und wie diese zusammenhängen.

Eine zweite Dimension, die sich durch die gesamte Studie zieht, ist die der Beziehung zwischen „Wirtschaft“ im Sinne der sozioökonomischen Verhältnisse und Praktiken einerseits und dem Wirtschaftsdenken andererseits. In Bezug auf die „vormodernen“ Wirtschaften wird häufig von der Annahme des Fehlens oder des Mangels an Rationalität des Wirtschaftshandelns und -denkens ausgegangen und dabei ein enger, an ökonomischem Kosten/Nutzendenken orientierter Vernunftbegriff zugrunde gelegt. Karl Polanyi etwa untersuchte die Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Wirtschaftsdenken in primitiven und historischen Gesellschaften und gelangte zu vielen höchst interessanten Einsichten. Aber der richtigen Einsicht, wonach moderne Begrifflichkeiten nicht auf vormoderne Wirklichkeit übertragen werden können, fügte er die Überzeugung hinzu, dass die Nationalökonomie die Wirklichkeit der modernen Marktwirtschaften wiedergäbe. Er schloss daraus, dass

daher in der modernen Gesellschaft Wirtschaft und Ökonomie deckungsgleich geworden seien, oder anders ausgedrückt: dass Sach- und Formalbedeutung der Wirtschaft zusammenfielen. Polanyi bestritt daher die Relevanz der Formalökonomie für nicht-moderne Wirtschaften, schloss aber auch, dass die Gesellschaften, die keine Formalökonomie hervorbrachten, daher nicht nur keine Marktwirtschaften seien, sondern nicht einmal Markthandel im eigentlichen Sinn aufwiesen und auch kein individuell-rationales Denken, sondern nur ein kollektivitäts- und versorgungsorientiertes Denken.

Dementgegen hat Max Weber zwar einerseits den Rationalisierungsprozess der Kultur hervorgehoben, aber gleichzeitig darauf hingewiesen, dass Handeln und damit auch wirtschaftliches Handeln immer Bewertungen impliziert. Auch hat Max Weber zwischen dem zweckrationalen und dem wertrationalen Handeln als den idealtypischen Ausprägungen menschlichen Handelns unterschieden. Das abendländische Selbstbewusstsein hat die Jahrtausende vor dem 17. und 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung als Vorbereitung auf den Höhepunkt der zivilisatorischen Entwicklung und der menschlichen Vernunft gezeichnet. Die moderne Ökonomie wurde zum Ausdruck von Rationalität schlechthin und diese zum obersten Wert europäischer Zivilisation. Dabei ging allerdings die Verbindung zu den Werten verloren, und ökonomische Rationalität wurde nicht nur selbst zum Wert, sondern zum Maßstab für die Beurteilung der Logik oder Vernunftgemäßheit menschlichen Handelns.

Als eine für die moderne Zeit und daher in den späteren Kapiteln der Untersuchung angesprochene dritte Dimension geht es auch um die Relevanz sozialwissenschaftlicher Erkenntnis angesichts wirtschaftlich-politischer Veränderungen. Dabei ist das Verhältnis von Ökonomie und Soziologie von besonde-

rer Bedeutung. Soziologie wird als eine Einzelwissenschaft verstanden, die teilweise in enger Verbindung mit der Ökonomie – auf Grund gemeinsamer intellektueller, politischer und sozioökonomischer Wurzeln – als eine spezifische Theorie der modernen europäischen Gesellschaft entstanden ist. Darüber hinaus wird Soziologie in dieser Untersuchung allerdings noch in einer anderen Weise verstanden: in sehr breiter Deutung als eine Perspektive, die gesellschaftliche Sachverhalte analysiert und bestimmte Fragen zu stellen vermag, und die dies ohne vorausgesetzte Beschränkung auf einen bestimmten Zeit-Raum-Kontext, aber auch nicht in abstrakt-generalisierender Weise etwa in Bezug auf „die menschliche Gesellschaft“ „die moderne Gesellschaft“ etc. Trotz der historisch weit ausholenden Darstellung ergeben sich die eigentlichen Anliegen dieser Untersuchung aus der Gegenwart: der krisenhaften Entwicklung der Wirtschaft in den Industriestaaten, der differenzierten, aber problematischen Situation in den außereuropäischen Ländern, der Zerstörung unserer Ressourcen und dem, was wir als „Natur“ bezeichnen.

Die Autorin behandelt auf 800 Seiten das Thema der Wirtschaft im Wandel der Zeiten. Im ersten Kapitel befasst sie sich mit der Wirtschaft der alten Welt: Es wird auf die Produktion und den Handel in den alten Reichen eingegangen wie auch auf den Mythos, praktische Rationalität und politische Organisationen. Ein weiteres Kapitel widmet sich dem Wirtschaftsdenken der Griechen: über die Krieger und Bauern der Frühzeit bei Homer und Hesiod, über Tausch und Gelderwerb bei Platon und Aristoteles bis hin zu der modernen Diskussion der griechischen Wirtschaft. Im dritten Kapitel ihrer Untersuchung mit dem Titel „Wirtschaft, Moral und Recht im Römischen Reich“ werden Wirtschaft und Gesellschaft bis zum Ende der Republik dargestellt. Im Anschluss daran werden der Staat, die Wirtschaft und die Sozial-

struktur im römischen Kaiserreich aufgezeigt. Ein eigenes Unterkapitel widmet sich der römischen Wirtschaftsmoral sowie dem Römischen Recht. Die weiteren Kapitel befassen sich in zeitlicher Abfolge mit der Spätantike und dem Frühmittelalter, dem Ordnungsdenken und der Wirtschaftsdynamik im Hochmittelalter, dem Handelskapitalismus und der Reformation, der Entstehung des ökonomischen Nationalismus, dem Beginn der europäischen Weltwirtschaft, der Wirtschaft und Gesellschaft im 18. Jahrhundert einschließlich der Nationalökonomie. Im 10. Kapitel werden Realität und Theorie der frühen Industrialisierung untersucht. Spätestens mit diesem Abschnitt jedoch verabschiedet sich die Autorin von der empirisch vermittelten Wirtschafts- und Sozialgeschichte, d.h. nun treten verstärkt sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Lehrmeinungen in den Vordergrund ihrer Betrachtungen.

Nicht nur in den Kapiteln „Realität und Theorie der frühen Industrialisierung“, der „organisierte Industriekapitalismus und die Sozialwissenschaften“ und die „Entstehung des Wohlfahrtsstaates und die Ökonomie des regulierten Kapitalismus“ besticht die Autorin durch Brillanz in ihrer Fachkenntnis. Ihre Schilderung der verschiedenen historischen Schulen der Nationalökonomie ist ein Gewinn für jeden interessierten Menschen. Ausführlich und recht anschaulich werden die großen sozioökonomischen Umwälzungen im 19. Jahrhundert geschildert, deren Auswirkungen – trotz Französischer Revolution – in allen europäischen Staaten noch in weitgehend traditionellen politischen und sozialen Strukturen vor sich gingen. Die wichtigsten Grundlagen der Industrialisierung waren die Energiegewinnung aus Kohle sowie der Eisenbahnbau. Die dafür notwendige Kapitalaufbringung erforderte Beteiligungen mit beschränkter Haftung und führte zur Gründung zahlreicher Aktiengesellschaften, die aber zunächst, so die Au-

torin, noch an die staatliche Genehmigung gebunden waren. In diesem Zusammenhang verweist sie auf die besondere Bedeutung des napoleonischen ‚Code Civile‘, der den Schutz der individuellen Eigentumsrechte festschrieb. Die Ideen und Werte der modernen Gesellschaft, die Ideen von Freiheit und Gleichheit, von Demokratie und Rechtsstaat und die Vorstellungen über den Markt und den Wirtschaftszusammenhang hängen, so die Autorin weiter, eng miteinander zusammen. Die Entstehung einer Öffentlichkeit und eines spezialisierten wissenschaftlichen Diskurses in Bezug auf Markt und Ökonomie spielten eine große Rolle und standen in enger Beziehung zu sozialen und politischen Veränderungen des Verhältnisses von Staat und Zivilgesellschaft.

Höchst interessant und aufschlussreich sind ihre Ausführungen zur liberalen Ökonomie, also zur Wirtschaftstheorie in England und Frankreich zu lesen. In wenigen, brillant formulierten Sätzen führt sie in die Gedankenwelt jener Männer ein, die in der damaligen Zeit in ihrer Zunft bedeutend waren: Thomas Robert Malthus, David Ricardo, John Stuart Mill, Jean Baptiste Say, Léon Walras etc. Sie weist auch darauf hin, dass die Industrialisierung in Frankreich noch nicht so weit fortgeschritten wie in Großbritannien war, und viel von dem Elend und der Armut der Menschen weniger auf das Konto der Industrie ging, sondern vor allem durch die Nachwirkungen der Wirtschaftspolitik des „*ancien régime*“ verursacht war. Neben Großbritannien und Frankreich untersucht die Autorin auch die Entwicklung des Unternehmens und des Staates in Preußen und Österreich.

In einem eigenen Kapitel befasst sich die Autorin mit dem organisierten Industriekapitalismus und den Auswirkungen auf die Sozialwissenschaften. Eingang wird auf Aspekte der Transformation eingegangen. Im Anschluss daran werden Staat und Finanzkapital im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn behan-

delt. Die Erreichung der Unabhängigkeit von Großbritannien wurden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, so die Autorin, auch die gewerbe- und handelsmäßigen Beschränkungen der Kolonialzeit beseitigt. Sie spricht hier von einer neuen Gesellschaft, die im Entstehen war. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Wirtschaft der USA rasant. Das Ende des Bürgerkriegs, das Bevölkerungswachstum durch die Einwanderungsströme und die Erschließung des riesigen Landes bewirkten ein Anwachsen der industriellen Produktion. Diese wurde, so die Autorin, auch durch die Tatsache gefördert, dass der große Inlandsmarkt eine riesige Nachfrage nach Massengütern begründete. Das Verständnis des Ökonomischen veränderte sich jedoch im 19. Jahrhundert insofern, als das Handeln von einzelnen Produzenten und Konsumenten in ihrer Marktbeziehung zueinander ins Zentrum trat im Unterschied zum 17. und 18. Jahrhundert, als das ökonomische Problem eines des Territorialstaates in der Beziehung zu anderen war. Der Preis wurde zum Maß des Nutzen.

Grundsteine einer problematischen Entwicklung innerhalb der Ökonomie wurden ebenfalls im 19. Jahrhundert gelegt. So verweist die Autorin darauf, dass auf die Mathematik – mit Ausnahme der österreichischen Schule – nun die meisten Ökonomen ihre Hoffnungen setzten. Allen voran Francis Ysidro Edgeworth, der 1881 in seinen „*Mathematical Psychics*“ in jedem Menschen eine Lustmaschine erblickte und zu zeigen versuchte, dass der Ausgleich der individuellen Lust-Unlust-Kalküle mittels mathematischer Analyse unter der Annahme vollkommener Konkurrenz erreicht werden kann.

In einem eigenen Unterkapitel befasst sich die Autorin mit der Wirtschaftssoziologie in Österreich. Im Unterschied zu Deutschland war die Situation in Österreich durch eine große Offenheit für Ein-

flüsse aus Frankreich und England geprägt. Die Orientierung an naturalistischen sowie individualistischen Theorieansätzen war hier stärker, aber auch die politisch-ideologische Differenzierung. Die Grenznutzenschule in Wien brachte eine Reihe von soziologisch und insbesondere wirtschaftssoziologisch wichtigen Anstößen hervor. Die Nachfolger Mengers in der Grenznutzenschule, Eugen v. Böhm-Bawerk und Friedrich v. Wieser, haben sich angesichts der offensichtlichen Konzentrations- und Gruppenprozesse in der Wirtschaft die Frage gestellt, ob Quasi-Naturgesetze oder Macht die ökonomischen Prozesse bestimmen.

Im Wien der Jahrhundertwende gab es ein reges geistiges Leben, indem auch alle Arten des Sozialismus eine große Rolle spielten. Was die Sozialisten von den neoklassischen Ökonomen, aber auch den historisch-kulturosoziologisch argumentierenden Intellektuellen ihrer Zeit, so die Autorin, unterschied, war die realistische Analyse der Konzentration und der Macht von Banken, Konzernen und Staat. Rudolf Hilferding war in Wien noch Student im Seminar von Böhm-Bawerk und wurde erst in Deutschland zu dem berühmten Theoretiker des organisierten Kapitalismus. Sein 1910 erschienenes Werk über das „Finanzkapital“ entstand allerdings konzeptionell schon in seiner Wiener Zeit. Besonders hervorzuheben, so die Autorin weiter, ist die im Schlusskapitel von Hilferding angesprochene Veränderung der Klassenbeziehungen durch die finanzkapitalistische Formation. Für Hilferding ändert die Entwicklung des Finanzkapitals von Grund auf die wirtschaftliche und damit die politische Gesellschaftsstruktur. Nur die Eroberung der politischen Macht, so Hilferding, sei daher die Voraussetzung für die ökonomische Befreiung des Proletariats.

Demgegenüber meinte Rudolf Goldscheid, dass der moderne Kapitalismus einher gehe mit der Trennung des Staates von den Produktionsmitteln: die

Bourgeoisie habe den Staat durch seine Expropriation in ihre Hand gebracht, die Arbeiterschaft müsse ihn durch seine Reappropriation zu gewinnen trachten, denn sie kann den besitzlosen Staat wohl vorübergehend politisch erobern, aber nicht dauernd wirtschaftlich behaupten. Es ist ein weiterer Verdienst der Autorin, genauer auf Goldscheid einzugehen. Dieser war nicht nur der Begründer der Finanzsoziologie, sondern hat sich auch so seine Gedanken zu einer „Menschenökonomie“ gemacht, die vielfach missverstanden worden ist. Grundgedanke war der verantwortliche Umgang mit dem Menschen als dem wertvollsten Gut der Ökonomie. Goldscheid argumentierte zwar ähnlich wie Taylor, soweit damit die technisch-rationelle und auf organisch-physiologischen Grundlagen beruhende Erleichterung der Arbeit gemeint war, jedoch nicht im Sinne der Gewinnrationalität, sondern von einem teils volkswirtschaftlich-entwicklungsökonomischen, teils humanistisch-ethischen Gesichtspunkt aus. „Menschenökonomie“ meint die Anpassung der Maschine an den Menschen und die Funktions- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskräfte, die Schaffung „entwicklungsförderlicher Arbeit“ sowie die Erhöhung und Verbesserung der Qualifikation der Arbeiter.

Mikl-Horke befasst sich auch mit der Wirtschaftssoziologie der Reformökonomien wie Eduard Heimann, Adolph Löwe, Emil Lederer, Jakob Marschak, Gerhard Colm u.a. Diese Gruppe von Ökonomen formierte sich im Deutschland der zwanziger und dreißiger Jahre und betrieb mit starken sozialistischen oder sozialdemokratischen Orientierungen und mit einem gewissen Naheverhältnis zu Gewerkschaftsbewegungen eine kritische Analyse der Wirtschaft. Charakteristisch, so die Autorin, war weiter, dass sie zwar vieles aus dem Marx'schen Denken entlehnten, sich aber dennoch im Sprachspiel und dem Diskurssystem der Marktökonomie be-

wegten. Sie betonten die Rolle des Staates und der Politik in der Steuerung der Wirtschaft, vor allem aber analysierten sie die Strukturmerkmale nationaler Wirtschaften und standen solcherart in einer großen Nähe zu soziologischen Problemstellungen. Die Autorin verweist hier insbesondere auf Emil Lederer – speziell seine Studie über die Privatangestellten aus dem Jahr 1912 –, der zahlreiche Arbeiten verfasst hat, die Legitimerweise als Wirtschaftssoziologie gelten können, da sie sich mit sozialen und kollektiven Erscheinungen der Wirtschaftsgesellschaft seiner Zeit auseinandersetzen.

Im Zeitraum 1890 bis 1920 zeigen Ökonomie und Soziologie einerseits noch eine starke Gemeinsamkeit, andererseits unterscheiden sich aber ihre Gegenstandsdefinition, ihre Ziele und Methoden voneinander. Die Ambivalenz, so die Autorin, wird besonders darin deutlich, dass viele der „Gründerväter“ der Soziologie auch Ökonomen waren: Herbert Spencer, Vilfredo Pareto und Max Weber. Das hing auch von der Institutionengeschichte der Disziplinen in den einzelnen Ländern ab und verlief daher zeitlich unterschiedlich. Für Deutschland galt dabei aber, dass viele der späteren Soziologen ein nationalökonomisches Studium absolviert und teilweise auch eine akademische Karriere als Ökonomen gemacht hatten. In den Ländern, in denen sehr bald die neoklassische Wirtschaftstheorie zur Dominanz im universitären Bereich aufgestiegen war, galt das hingegen in einem weit geringeren Maße. Wo also, so die Autorin, die Nationalökonomie konkret, empirisch historisch und sozialreformerisch betrieben wurde, produzierte sie selbst Soziologie oder nahm den Charakter einer Gesellschaftswissenschaft an. Wo der Abstraktions- und Formalisierungsgrad der Ökonomie hoch war, kam es zu einer frühen disziplinären Trennung.

Wie eingangs hingewiesen, ergeben sich die eigentlichen Anliegen der vorlie-

genden Untersuchung aus der Gegenwart, die gekennzeichnet ist von einer krisenhaften Entwicklung der Volkswirtschaft bis hin zu der Zerstörung unserer Lebensgrundlagen. Dieses Anliegen wird insbesondere im letzten Kapitel sichtbar, wo sich die Autorin mit der Wirtschaft und Soziologie am Beginn des Dritten Jahrtausends auseinandersetzt. Immerhin auf mehr als siebzig Seiten befasst sie sich mit der wirtschaftlichen Macht im neuen Finanzkapitalismus, mit dem Zerfall des Weltsystems, d.h. mit der Globalisierung, der neuen Unsicherheit sowie den Konjunkturen sozialwissenschaftlicher Perspektiven im politisch-wirtschaftlichen Wandel.

Diesem Kapitel stellt die Autorin ein Zitat von Stephen Toulmin voran, um zu zeigen, wohin die Reise geht: „Es geht darum, sich der Zukunft zu stellen und nach den uns offenstehenden Möglichkeiten zu fragen oder mit dem Rücken voran ohne solche Horizonte oder Ideen hineinzustolpern.“² Die Autorin verweist auf Peter F. Drucker,³ der in der Geschichte der westlichen Welt immer wieder Transformationen sieht, die sich alle paar hundert Jahre ereignen und in deren Verlauf die Gesellschaften ihre Werte, ihre sozialen und politischen Strukturen und ihre Institutionen verändern, wobei Drucker seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts wieder eine solche feststellt. Das markanteste Merkmal der gegenwärtigen Transformation, die nach seiner Annahme ca. fünfzig Jahre dauert, d.h. wir befinden uns gegenwärtig mitten im Umbruch, ist der Übergang zur Wissensgesellschaft, was dazu führt, dass es auch zu einer neuen Klassenteilung zwischen „*knowledge workers*“ und „*service workers*“ kommt.

Mikl-Horke weist darauf hin, dass man sich tatsächlich gegenwärtig nicht des Eindrucks erwehren kann, dass sich ein epochaler Wandel vor unseren Augen abspielt. Wirtschaftshistoriker erfassen dies in der sog. Strukturbruchhypothese, die auf der Auffassung beruht, dass

es verschiedene Phasen oder Epochen gibt, die jeweils ihre eigene Struktur besitzen und für die daher verschiedene Erklärungen gefunden werden müssen. Der gegenwärtige Strukturbruch wird durch den Übergang, so die Autorin weiter, zu neuen technologischen Grundlagen, aber auch durch politisch-ökonomische Veränderungen markiert. Im ökonomischen Bereich zeichnete sich im Gefolge der Krise der siebziger Jahre und der darauf folgenden Stagflation der polit-ökonomische Umschwung zu Neoliberalismus, Ab- oder Umbau des Wohlfahrtsstaates und Deregulierung der Finanzmärkte ab. Globalisierung, Finanzspekulationen, Firmenübernahmen etc. sind damit verbundene Erscheinungen, genauso wie eine permanent hohe Arbeitslosigkeit in den Industriestaaten. Für Mikl-Horke stimmt die Prognose des Übergangs zu einer post-kapitalistischen Gesellschaft jedoch deshalb nicht, weil die Finanzmacht der Geldgeber heute stärker oder zumindest offensichtlicher zutage tritt als früher und sich auch eine weitgehend global agierende Klasse von Finanzmanagern mit oder ohne eigenen Kapitalbesitz, jedenfalls aber mit großer Macht, feststellen lässt. Da dem so ist, so untersucht sie die Entwicklung von wirtschaftlicher Macht und kapitalistischer Klasse auf der Grundlage von wirtschaftssoziologischen Forschungsergebnissen.

Mikl-Horke befasst sich auch mit der sog. neuen Unsicherheit. In Zeiten des raschen technologischen, sozialen und ökonomischen Wandels steigt auch die Unsicherheit in Bezug auf die Grundlagen der Lebensweise und die zukünftigen Chancen. Die gegenwärtige Transformation, so die Autorin weiter, zeichnet sich allerdings durch einige besondere Merkmale in dieser Hinsicht aus: Zum einen sind die Auswirkungen des technologischen Fortschritts und dessen Umsetzung durch unsere auf ständiges Wachstum ausgerichtete Wirtschaftsweise schon längere Zeit in der Diskus-

sion, denn Umweltzerstörung, Ressourcenvergeudung und Überlebensrisiken haben gegenwärtig ein nie gekanntes Ausmaß erreicht. Zum zweiten führt der durch die Deregulierung und Globalisierung der Märkte verstärkte Effizienz- und Leistungsdruck nicht nur zu strukturellen Veränderungen der Unternehmenslandschaft und hoher Arbeitslosigkeit, sondern auch zu einer Fragmentierung der Arbeit und zur weiteren Entwertung beruflichen Humankapitals. Zum dritten wird über die Krise des Wohlfahrtsstaates nicht nur geredet, sondern der Ab- bzw. Umbau desselben, oder zumindest seine permanente Reform, ist zum politischen Programm geworden, und „*moral persuasion*“ im Hinblick auf die Individualisierung der Risiken ist angesagt. Mikl-Horke weist darauf hin, dass jede Wirtschaftsweise grundsätzlich auch zerstörerische Aspekte trägt, aber das Vernichtungspotential der modernen industriellen Wirtschaftsweise stellt die Vergeudungspraktiken agrarischer Gesellschaften weit in den Schatten. Anders als diese vernichtet sie nicht nur Überschüsse, sondern der gigantischen Erzeugung von Industriegütern entspricht die Zerstörung derselben und das Anwachsen riesiger Berge von obsolet gewordenen Gütern sowie die Ausbeutung und Vernichtung natürlicher Ressourcen. Darüber hinaus entsteht ein Gefühl der Ohnmacht angesichts der destruktiven Potentialitäten, die das neuzeitliche Bewusstsein der Kontrolle über die Natur in ein „modernes Mittelalter der Gefahr“ verwandelt.

Versuche, so Mikl-Horke, diesen Entwicklungen gegenzusteuern, setzen mit Vorliebe am Ende des Produktions-Verwertungszyklus an anstatt am Anfang, bei den Industrieunternehmen. Appelle an die Konsumenten und deren Umweltbewusstsein bedienen sich des Arguments der Konsumenten-souveränität. Von den Wirtschaftsunternehmen erwartet man hingegen keine Einsicht, sondern akzeptiert deren gewinnorien-

tierte Ziele, da diese ja gleichzeitig Wachstum und damit Arbeitsplätze bedeuten. In diesem Zusammenhang verweist Mikl-Horke auch auf den Zielkonflikt hin, der zwischen Wohlstandssteigerung durch Wirtschaftswachstum und der Vermeidung von Schäden und Risiken, die damit verbunden sind, besteht. Solange jedoch, so die Autorin weiter, zwei Drittel der Weltbevölkerung in Armut leben, können sich die Wirtschaftswachstumsargumente auch auf Legitimität stützen, selbst wenn allen klar ist, dass die Verteilung der Zuwächse global sehr ungleich erfolgt. Gegenwärtig erwarten wir aber, so Mikl-Horke, dass die Unternehmen „die Wirtschaft“ machen und dabei gleichzeitig für das Wohl der Menschheit sorgen. Und von den Regierungen erwarten wir, dass sie Wirtschaftswachstum fördern und gleichzeitig Risiken verhindern bzw. für die Schäden zahlen, womit im Endeffekt wir alle vor das Dilemma gestellt sind, das Wirtschaftswachstum und zugleich seine ständige immanente Zerstörungsdynamik anzustreben und seine Gesamtkosten durch Konsumausgaben, Steuerleistungen und Spenden zu finanzieren.

Die vorliegende Untersuchung von Mikl-Horke dokumentiert im wahrsten Sinne des Wortes ein „Bohren“ in die Bretter der Sozialwissenschaften. Dieses Vorhaben war jedoch nur möglich, indem die Autorin „acht Jahre ihres Lebens“ eingesetzt hat. Anders ausgedrückt: die kritische Beschäftigung mit gesellschaftlichen Zustände ist nicht an einem Tag oder an einem Wochenende zu erledigt. Bohren bedeutet daher Zeit!

Diese Erkenntnis, die bei Gott nicht neu ist, ist jedoch gerade in der heutigen, kurzlebigen Zeit von Bedeutung. So erzählte mir unlängst ein guter Bekannter, dass sein Chef zukünftig nur mehr Informationen seiner Mitarbeiter lesen wird, die nicht länger als eine halbe A4-Seite geraten sind.

Für solche Menschen ist die vorliegende Untersuchung, schon aufgrund ihrer Länge, wohl nicht gedacht. Sie ist für den Verfasser dieser Zeilen auch deshalb wichtig, da diese umfangreiche und brillant formulierte Studie einen insofern auch zu täuschen vermag, wenn die Krise der Sozialwissenschaften ins Spiel gebracht wird. Gerade in Österreich, wo die akademische Soziologie – im Unterschied etwa zum europäischen Ausland – nach wie vor ein karges Dasein fristet – hervorgerufen auch durch die handelnden Personen selbst –, ist die vorliegende Untersuchung ein besonders heller Lichtblick. Es bleibt daher zu hoffen, dass dieses umfangreiche Werk auch regen Zuspruch seitens der Studentenschaft wie auch innerhalb des Kollegenkreises in den Sozialwissenschaften finden wird.

Josef Schmee

Anmerkungen

¹ Wallerstein, Immanuel, *The Modern World-System*, Vol. I-III (San Diego-New York 1974-1989).

² Toulmin, Stephen, *Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne* (Frankfurt/Main 1991 (urspr. am. 1990)).

³ Drucker, Peter F., *Post-Capitalist Society* (New York 1993).